

Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen
Herausgeber: Bund Schweizer Architekten
Band: 72 (1985)
Heft: 9: Glasgow : Umnutzungen in der City = Glasgow : reconversions dans la city = Glasgow : refunctioning in the city

Vereinsnachrichten: Geborgenheit durch Architektur?

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 03.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Geborgenheit durch Architektur?

Im Monat März hat der BSA eine Tagung über das Thema «Wohnen» in Bern organisiert. Während wir im nächsten Heft das Referat von Professor Michel Bassand publizieren, veröffentlichen wir hier den Vortrag von Dr. Jean-Pierre Junker, Dozent für Soziologie an der Architekturabteilung der ETH in Zürich.

BSA-Tagung «Wohnen», 1. März 1985, Einleitungsreferat

Dieser Tagung dient gewissermassen als «Aufhänger», dass das Wohnen von grosser Bedeutung ist und – wie es tatsächlich den Anschein hat – von wachsender Bedeutung. Dieser Feststellung wird man kaum widersprechen können, jedenfalls nicht, wenn man damit meint, dass die subjektive Bedeutung des Wohnens, also die Bedeutung, die die Menschen hier und heute dem Wohnen zumessen, von grosser und wachsender Bedeutung ist.

Ganz offensichtlich erscheint hier und heute den allermeisten Menschen ihr Glück – oder sagen wir: ihre Lebensqualität – in hohem Masse abhängig von ihrer Wohnung, deren Erlebniswert und den Verhaltenschancen, die sie einem bietet.

Unterstellen wir – ich werde auf diese Unterstellung allerdings zurückkommen –, unterstellen wir, dass diese hohe und wachsende Bedeutung, die dem Wohnen als Lebensbereich zugemessen wird, gerechtfertigt ist, dass also der subjektiven Bedeutung auch eine objektive entspricht, dass sich im Wohnbereich – vielleicht nicht allein, aber doch in wesentlichem Masse – entscheidet, ob ein Mensch ein erfülltes Leben lebt oder nicht. Dann müssen wir uns tatsächlich hier in diesem Kreis fragen, ob die verfügbaren Wohnungen den Bedürfnissen ihrer Benutzer und vor allem der Wichtigkeit dieser Bedürfnisse gerecht werden. Und insofern diese Frage eine rhetorische ist – sonst wären wir ja nicht hier –, müssen wir uns fragen, worin gewisse offensichtliche Fehlentwicklungen, namentlich im Wohnungsbau, begründet sind und welches umgekehrt die positiven, bedürfnisgerechten Lösungen sind,

die eine Leitbildfunktion übernehmen können. Ein Programm, an dem wir unsere zukünftigen Entscheidungen ausrichten können: Entscheidungen im Bereich des Konzeptionellen und Gestalterischen, aber natürlich auch des Politischen im weitesten Sinn des Wortes.

Es geht mit andern Worten darum, Kriterien zu formulieren, die über die Bedürfnisgerechtigkeit einer Wohnung entscheiden, und Massnahmen zu finden (zu postulieren und durchzusetzen), die in einem möglichst weitgehenden Masse für möglichst breite Bevölkerungsschichten diese Bedürfnisgerechtigkeit sicherstellen. Jetzt rede ich natürlich so, wie wenn noch kein Architekt zuvor die Wichtigkeit des Wohnens erkannt hätte, noch kein Architekt nach den zentralen Wohnbedürfnissen gefragt hätte und nach konzeptionellen und gestalterischen Lösungen gesucht hätte, die diese zu befriedigen vermögen. Nichts könnte aber falscher sein.

Ich brauche Ihnen zweifellos nicht zu schildern, wie in der wahrscheinlich doch bedeutendsten Epoche der neueren Architekturgeschichte, im Neuen Bauen und in der klassischen Moderne, diese soeben beschriebene Optik geradezu der Angelpunkt der Arbeit des Architekten gewesen ist. Wie keine Architektengeneration vorher, aber auch nachher haben die Architekten jener Zeit die Konzeption und Gestaltung von Wohnungen (auch von Wohnungseinrichtungen!) als eine vorrangige gesellschaftspolitische Aufgabe angesehen. Dabei haben sie in völliger Konsequenz vor allem auch die Wohnung breiter unvermögender Bevölkerungsschichten zu ihrem Thema gemacht, den Massenwohnungsbau. Sie haben auch nicht nach selbstgefälligen Einzellösungen, sondern nach reproduzierbaren Lösungen gesucht. Ihre Ambition war es also nicht (oder jedenfalls nicht in erster Linie), Beiträge zur Entwicklung der Architekturgeschichte zu leisten, sondern – und das ist ein gewaltiger Unterschied – die Geschichte schlechthin voranzutreiben. Mehr Gewicht kann man der Wohnungsfrage tatsächlich nicht zumessen.

Im Einklang mit ihrer so verstandenen Berufsaufgabe und mit der unerhörten Wichtigkeit, die die damaligen Architekten dem Massenwohnungsbau zumessen, war ihre propagandistische Tätigkeit. Tatsächlich begnügten sie sich nicht damit, gute Lösungen zu finden und darauf zu vertrauen, dass diese für sich sel-

ber sprechen, sondern sie verfochten diese in Wort und Schrift mit Nachdruck – und mit innerer Überzeugung.

Letzteres scheint mir besonders bemerkenswert: die Überzeugung, die absolute Gewissheit, die Probleme erkannt und im Prinzip gelöst zu haben. Diese Gewissheit gründete sich darauf, dass die konzeptionellen und gestalterischen Lösungen nicht aus einer irgendwie immer vagen Einfühlung und künstlerischen Sensibilität begründet wurden, sondern aus einer Einsicht in die naturgegebene Struktur menschlicher Bedürfnisse und die Notwendigkeiten gesellschaftlichen Zusammenlebens.

Von einem solchen sicheren Standort aus, nämlich der «vollkommenen Kenntnis des Menschen», wie sich Le Corbusier ausdrückte, konnte man klare Forderungen erheben, frei von jeder Unsicherheit und jedem Zweifel. – Eine in der Tat beneidenswerte Situation.

Nur ein einziges Zitat – man könnte unschwer mit Hunderten aufwarten – soll dies illustrieren. Es stammt von Walter Gropius, er schreibt: «Vom biologischen Standpunkt aus benötigt der gesunde Mensch für seine Wohnung in erster Linie Luft und Licht, dagegen nur eine geringe Menge an Raum. Also ist es unrichtig, das Heil in einer Vergrößerung der Räume zu erblicken, vielmehr lautet das Gebot: Vergrössert die Fenster, spart an Wohnraum.»

So beeindruckend bei solchen Zitaten die Bestimmtheit des Tons ist, die durch keinerlei Zweifel getrübt Zuversicht, so peinlich ist umgekehrt oft der Inhalt, besonders wenn man diesen vor Nichtarchitekten (oder Nichtarchitekten, wie es zu meinem Beruf gehört) vertreten muss. Man behilft sich dann im allgemeinen damit, dass man diese und ähnliche Feststellungen aus der Zeit heraus interpretiert. Eine Feststellung wie die eben zitierte also etwa als Reaktion auf die Existenz dunkler, feuchter Hinterhofwohnungen beschreibt, als Reaktion auf einen Notstand in einer damals eben erst abgeschlossenen Urbanisierungsphase.

Ob man damit zur Ehrenrettung der damaligen Architekten – und darunter sind ja einige Herren der neueren Architekturgeschichte – beiträgt, ist allerdings zweifelhaft, und wahrscheinlich würden die meisten, wenn sie noch könnten, sich solcherlei verständnisvolle Rehabilita-

tion auch verbitten. Denn gerade DAS wollten sie ja nicht: auf zeitbedingte Probleme ebenso zeitbedingte Antworten geben. Was sie vielmehr wollten und zu tun meinten, war, auf der Grundlage einer wissenschaftlichen Einsicht in die menschliche Natur und Bedürfnisstruktur dazu gewissermassen komplementäre Wohnungen zu konzipieren, Wohnungen, die der äusseren und inneren Anatomie des Menschen (wenn ich das einmal so sagen darf) in vollkommener Weise entsprechen. Das wären folglich architektonische Problemlösungen, die nicht nur in einem bestimmten historischen Moment und einer besonderen gesellschaftlichen Konstellation richtig sind, sondern deren Richtigkeit für alle Zeit feststeht und sich gerade auch in der Zukunft erweisen würde.

Die Zukunft hat freilich anders entschieden, und es hilft uns bei allem Respekt vor dieser heroischen Architektengeneration wenig, wenn wir deren Misserfolg (zumindest in diesem für sie selbst zentralen Punkt) nicht anerkennen. Und jede Relativierung dieses Eingeständnisses muss heute verstummen angesichts der zugenagelten Eingänge der Unité von Briey-la-Forêt. Nein, die damals mit soviel Überzeugung propagierten und zum Teil auch realisierten Konzepte der bedürfnisgerechten Wohnung wurden durch die Praxis widerlegt.

Und wir meinen heute auch zu wissen, warum. Nämlich wegen einer dieser Konzepte zugrunde liegenden einseitigen und deshalb falschen Wahrnehmung der menschlichen Natur. Was man als Bedürfnis wahrnahm, waren ausschliesslich Dinge, die sich aus der Biologie und Anatomie des Menschen herleiten lassen. Körperfunktionen wie Ausruhen, Nahrungsaufnahme, Körperhygiene. Diese sollten in der neuen Wohnung so umfassend, aber auch so zielstrebig und so mühelos wie möglich erfüllt werden können. Das war die zentrale Gestaltungsrichtlinie. Da ist nun aber ein Paradox: Obwohl man diese alltäglichen Verrichtungen in den Vordergrund stellte dadurch, dass man die Wohnung funktional an ihnen ausrichtete, mass man ihnen grundsätzlich eine untergeordnete Bedeutung zu. Man betrachtete sie nur als notwendige und unvermeidliche Voraussetzungen des Lebens, jedoch nicht als ein Teil des Lebens selbst. Deshalb meinte man, sie müssten bloss schnell und mühelos erledigt werden.

Das war wohl ein grundlegender Irrtum. Nicht zu erkennen, dass mit den alltäglichen Verrichtungen (Kochen, Essen, Ausruhen usw.), die zusammengenommen das Wohnen ausmachen, viel weitergehende Bedürfnisse befriedigt werden (oder befriedigt werden können), als ihrem unmittelbaren und vordergründigen Zweck entspricht.

Nun, eine solchermaßen verengte Sicht der Wohnbedürfnisse und dementsprechend der Funktionen einer Wohnung haben wir hinter uns gelassen. Wir vertreten inzwischen eine völlig andere Sicht der Dinge, wir haben hinzugelernt. Heute haben wir erkannt, dass Wohnen wesentlich mehr ist als ein Katalog von Tätigkeiten, die bloss die Aufrechterhaltung unserer körperlichen Existenz gewährleisten. Natürlich gehört auch das nach wie vor zum Begriff des Wohnens, aber wir haken diese Funktionen als eigentliche Selbstverständlichkeiten zum voraus ab und stellen in den Mittelpunkt unserer Idee des Wohnens anderes, wie uns scheint Wesentlicheres: Soziabilität und psychische Verortung.

Als wesentliche Funktion der Wohnung erscheint dementsprechend nicht die Erledigung letztlich trivialer Dinge, sondern dass sie den Rahmen bildet zu einem Heim, einem Ort, zu dem der einzelne eine innere Beziehung entwickelt, zu dem er sich zugehörig fühlt, der in seiner Persönlichkeit wenn schon nicht verwurzelt, so doch verankert ist.

Auf welche Weise und aufgrund welcher Eigenschaften eine Wohnung eine solche emotionale Stützung erbringt oder fördert, ob durch gestalterische und konzeptionelle Merkmale, durch Chancen der Selbstbestimmung und Selbstgestaltung, durch ihre Einbettung in einen landschaftlichen oder gesellschaftlichen Kontext, nun, darüber mögen die Meinungen auseinandergehen. Einhelligkeit besteht aber darüber, dass eine Wohnung in allererster Linie ein Heim sein soll.

Das Bedürfnis nach Geborgenheit – davon geht man aus – ist allen Menschen, ja vielleicht allen Lebewesen gemeinsam. Deshalb gehört es zu den wesentlichen Anforderungen an die menschliche Behausung, dass sie diesem Bedürfnis entspricht, dass sie ihren Bewohnern ein Zuhause bietet. Das ist gewissermaßen die Urfunktion der Wohnung, an deren Erfüllung sich nicht nur heute, sondern auch in Zukunft entscheiden wird, ob eine Wohnung bedürfnisge-

recht ist oder lebensfeindlich.

Dieser Feststellung dürften heute die allermeisten Leute zustimmen, ja es ist durchaus anzunehmen, dass ihnen damit geradezu aus dem Herzen gesprochen wird. Aber, meine Damen und Herren: diese Feststellung ist falsch. Auch wenn es manchem heute anders erscheinen mag, so ist Geborgenheit als zentrales Wohnbedürfnis dennoch eine Zeiterscheinung, der Wunsch, Geborgenheit durch Gestaltung der Wohnsituation herzustellen, eine Ambition, die sich aus besonderen Lebensumständen ergibt, aus einer bestimmten gesellschaftlichen Konstellation, die sich aber ändern wird, früher oder später.

Die Suche nach Geborgenheit in der Wohnung im Sinne der Realisierung emotionalen Komforts wird früher oder später, aus dem einen oder andern Grund, wieder in den Hintergrund treten. Und die Tempel und Tempelchen des häuslichen Glücks, mit denen unsere Landschaft bereits übersät sind, werden dann wahrscheinlich ebenso verloren dastehen wie heute die Ruine von Briey-la-Forêt.

Diese Tagung hat zum Ziel, Vorstellungen über das Wohnen in der Zukunft zu sichten. Eine ebenso sinnvolle wie nötige Aufgabe, wenn man bedenkt, dass Entscheide in Architektur und Planung überaus langfristige Konsequenzen haben. Vernünftiges planvolles Handeln bedingt, dass man solche Konsequenzen voraussieht. Dazu ist es nötig, abzuklären, wie sich die Rahmenbedingungen des Wohnens verändern: die Familien- und Haushaltstruktur, die gesellschaftliche Arbeitsteilung und mengenmässige Arbeitsverteilung, die Entwicklung der Einkommen usw. All das ist einem mittlerweile geläufig. Was aber weiter in Rechnung zu stellen ist, das sind mögliche Veränderungen im Bereich der Wünsche, Erwartungen und Aspirationen hinsichtlich des Wohnens.

Solche Veränderungen sind allerdings sehr viel schwerer vorauszu sehen. Und es besteht wohl überhaupt ein gewisses Widerstreben, innere Beweggründe und Wertprioritäten, die man mit seinen Zeitgenossen teilt und die einem entsprechend selbstverständlich erscheinen, als etwas nur Relatives zu sehen, etwas, was nur unter bestimmten gesellschaftlichen Voraussetzungen so ist, wie es ist. Viel eher neigt man dazu, allgemein verbreitete Bedürfnisse, Aspirationen und Verhaltensneigun-

gen als normal, natürlich und das heisst naturgegeben zu betrachten und auch zu unterstellen, dass dies schon immer so gewesen ist – was sich im allgemeinen ohne weiteres plausibel machen lässt, wenn man historische oder fremde Wohnformen oberflächlich genug betrachtet.

Dabei vollziehen sich die Veränderungen des im Wohnbereich Wünschbaren oft gar nicht so langsam, dass sie vom einzelnen nicht wahrgenommen werden könnten. Insbesondere die eigentlichen Wohnideale erfahren oft innerhalb nur einer Generation bemerkenswerte Umformulierungen. Was einen aber eben nicht davon abhält, das zur Zeit gerade Gültige als absolut und für alle Zukunft gültig zu betrachten und als natürlich und normal zu verabsolutieren.

So machte Professor Paul Leyhausen, ein Schüler und Koautor von Konrad Lorenz, vor erst 20 Jahren folgende Feststellung:

«Was jeder normale Mann für sich und seine Familie wünscht, ist ein Einfamilienhaus mit einem angemessenen Garten: Nachbarn sollen nahe genug wohnen, um sie aufsuchen zu können, wenn einem danach zumute ist, und doch weit genug entfernt, um einem nicht auf die Nerven zu gehen.»

Wenn man heute ein Wohnjournal auf tut, so wird man mit einem doch merklich veränderten Wohnideal konfrontiert. Dies unter Überschriften wie «Nachbarn gefunden», «Offene Türen, offene Ohren» etc. Da ist nicht mehr von natürlicher Distanz die Rede, sondern von natürlicher Nähe. Und eine angesehene Architekturzeitschrift, die über gemeinschaftsorientierte verdichtete Wohnsiedlungen berichtet (in der heute gewohnten emphatischen Weise), klärt einen darüber auf, dass dies ja nur die Wiederentdeckung einer seit Urzeiten bewährten Wohnform ist – als Aufhänger dient ein halbseitiges Bild von Santorini. Und weil diese Wohnform in so einzigartiger Weise geeignet erscheint, ein Bedürfnis nach gemeinschaftlicher Geborgenheit zu befriedigen, steht fest, dass sie auch die Wohnform der Zukunft ist.

Diese gemeinschaftsorientierten (nach der Vorstellung vieler Leute aber geradezu gemeinschaftsproduzierenden) Wohnformen sind freilich nur eine besonders ambitionierte Spielart einer sehr viel allgemeineren Suche nach Geborgenheit im Wohnbereich. Denn ganz offensichtlich müssen wir z.B. auch den seit den

70er Jahren enorm sich verstärkenden Folklorismus in der trivialen Architektur hier einbeziehen: die Suche nach dem Heimeligen, die in rustikaler Formensprache vermeintlich heile ländliche Lebenswelten heraufbeschwört.

Auf die ideologischen Aspekte dieser Sehnsüchte will ich hier nicht eingehen, ebensowenig auf eine formale oder funktionale Kritik diverser architektonischer Erscheinungen, die aus dem Vorhandensein solcher Sehnsüchte zu begreifen sind und aus dem Glauben, sie liessen sich durch architektonische Mittel lösen.

Worauf ich vielmehr zurückkommen möchte, ist meine Behauptung, dass die Ambition (oder gar die Priorität der Ambition), in der Wohnung und durch die Wohnung einen Zustand der Geborgenheit zu realisieren, ein Zeitphänomen ist. Wenn diese Behauptung richtig ist, so wäre auch «Wohnlichkeit» im Sinne anheimelnder Gemütlichkeit (und so wird sie im allgemeinen verstanden) ein Beurteilungskriterium der Wohnung, dessen Gültigkeit nicht in alle Zukunft gewährleistet ist, sondern die mit der zurzeit gegebenen Rangordnung der Wohnbedürfnisse steht – und fällt.

Zeitphänomen heisst zunächst einmal ganz schlicht: es war nicht immer so. Tatsächlich ist eine explizite Suche nach Geborgenheit im Sinne einer emotionalen Stabilisierung frühestens im Schosse der bürgerlichen Familie denkbar. Jedenfalls wurde hier eine Polarisierung von familiärer Innen- und Aussenwelt vollzogen, bei der der innerfamiliäre bzw. innerhäusliche Bereich eine gemütvolle Kompensation zur grundsätzlich ungemütlich, ja feindlich erlebten Aussenwelt bilden sollte. In der vorbürgerlich-städtischen ebenso wie in der bäuerlichen Familie war dies völlig anders, von der aristokratischen gar nicht zu reden. Der Dualismus von familiärer Privatwelt und Arbeitswelt ist also überhaupt eine historische Voraussetzung für die Entstehung von spezifischen Wohnbedürfnissen, zumal von solchen, die in der Gesamtheit des Lebensvollzugs so etwas wie eine Löschblattfunktion erfüllen.

Diese gesellschaftlich-strukturelle Besonderheit einmal vorausgesetzt – da wird sich in unserer Kultur kaum so schnell etwas ändern –, ist das In-den-Vordergrund-Treten eines expliziten Bedürfnisses nach Geborgenheit an zwei weitere Voraus-

setzungen geknüpft:

Erstens muss ein relativ hohes allgemeines Wohlstandsniveau erreicht sein, oder genauer: unmittelbar überlebenswichtige Bedürfnisse müssen bereits hinreichend befriedigt sein, damit weniger existentielle Überlebensprobleme (insbesondere einen ständigen Überlebenskampf) bereits erspart.

Die naive Zivilisationskritik konstatiert gerne, dass Menschen früherer Epochen ärmer, aber dennoch glücklicher gewesen seien, woraus zu folgern ist, dass die gesellschaftlichen Lebensverhältnisse damals eben noch humaner gewesen sind. Ebenso wahrscheinlich ist allerdings, dass die handfesten täglichen Nöte und Sorgen der Entwicklung diffuser seelischer Unglücksgefühle keinen Raum liessen. Auf eine bündige Formel gebracht: In einer Armutsgesellschaft leidet man am Hunger, aber nicht am Weltschmerz, in einer Wohlstandsgesellschaft leidet man nicht mehr am Hunger, unter Umständen aber an der Zivilisation.

Die zweite Voraussetzung sind – jedenfalls in unserem Lande – zurzeit erfüllt. Erstens die Voraussetzung des Wohlstands, was bedeutet: Es besteht in verhältnismässig hohem Mass «verfügbare Zeit», also Zeit, die nicht für die unmittelbare Existenzsicherung aufgewendet werden muss, und es bestehen «verfügbare materielle Ressourcen», die nicht für die unmittelbare Existenzsicherung verbraucht werden müssen. Dies erlaubt die Entwicklung neuer Wünsche und Bedürfnisse, aber auch die Entwicklung von subtileren seelischen Leiden.

Auch die zweite Voraussetzung ist seit spätestens Mitte der 70er Jahre eindeutig erfüllt. Unübersehbar ist der Schwund an Zukunftsoptimismus, der Vertrauensverlust in die Selbstregulierungsfähigkeit der modernen Industriegesellschaft, was, wie gesagt, nicht notwendigerweise unbegründet ist.

Wo aber Zivilisationsüberdross, Zukunftsangst etc. zu einem allgemeinen unglücklichen Bewusstsein sich verdichtet, zu einem allgemein verbreiteten Gefühl der Ungeborgenheit in den realen Lebensverhältnissen, und wo diese Lebensverhältnisse auch offen und allgemein als unwirtschaftlich taxiert werden, da wird auch die Suche nach Auswegen und – mehr noch – nach Palliativen allgemein und in bestimmten Kanälen konventionalisiert.

Diese konventionelle Kanalisierung bedeutet, dass die Suche nach Geborgenheit nicht in allen Lebensbereichen gleich selbstverständlich erscheint: im Arbeitsbereich zum Beispiel viel weniger als im Wohnbereich. Dadurch, dass die Suche nach Geborgenheit nur an bestimmten Orten konventionalisiert und damit vorgespurt ist, wird es grundsätzlich natürlich möglich, dass man Geborgenheit nicht da wiederherzustellen versucht, wo sie verlorengegangen ist, sondern woanders. Dem entspricht der gängige Irrtum, Ursachen von Ungeborgenheit nicht dort wahrzunehmen, wo sie allenfalls bestehen, sondern da, wo man (tatsächlich oder vermeintlich) etwas gegen sie unternehmen könnte.

So betrachtet, drängt sich allerdings die Frage auf, ob nicht gelegentlich zu weitgehende Erwartungen mit dem Wohnen verknüpft werden, ob nicht gelegentlich schon Wohnen als eine Form der Therapie betrachtet wird – Wohnen als Ausweg aus einer unwohnlichen Gesellschaft. Dies ist ziemlich sicher ein Irrweg, und wir sollten uns sehr hüten, solche Fehlorientierungen zu bestärken, wenn wir von der überragenden Wichtigkeit des Wohnens reden. Dies nur als Randbemerkung. Kommen wir zum Schluss:

Sich in seiner Wohnung und durch seine Wohnung Geborgenheit zu vermitteln ist unter allen Ambitionen, die mit dem Wohnen verfolgt werden, deutlich in den Vordergrund gerückt. Diese Ambition – so behaupte ich – wird wieder in den Hintergrund rücken.

Die gesellschaftlichen Umstände, unter denen solches zu erwarten ist, lassen sich aus den Voraussetzungen dieses Wohnbedürfnisses ableiten, die ich vorhin genannt habe: hohes allgemeines und gesichertes Wohlstandsniveau auf der einen Seite, Zivilisationsmüdigkeit und Zukunftspessimismus auf der anderen. Verschiedene Entwicklungsmöglichkeiten sind da ins Auge zu fassen, vor allem solche, die sich aus dem Bereich des Wirtschaftlichen herleiten. So wird angesichts technologischer Steigerung der Arbeitsproduktivität bei beschränkten Wachstumsmöglichkeiten die gesellschaftlich verfügbare Arbeit neu verteilt werden müssen. Das kann bedeuten, dass die Arbeitszeit stark reduziert wird, so wie das viele Zukunftsforscher schon seit längerem voraussagen. Eine massiv verlängerte Freizeit dürfte einerseits zu neuen handfesten Anforderungen an eine

Wohnung führen oder zumindest die Prioritäten deutlich verschieben. Eine massiv verkürzte Arbeitszeit (z.B. durch Jobsharing, Teilzeitarbeit oder auch Kurzarbeit), die auch eine Reduktion des Einkommens mit sich bringt, wird andererseits die für das Wohnen verfügbaren Mittel verringern, wodurch wieder zuallererst nach der Erschwinglichkeit einer Wohnung gefragt werden dürfte. Entgegen mancher optimistischen Prognose für die sogenannte nachindustrielle Epoche scheint es bislang allerdings so, als ob in den meisten westlichen Industrieländern grössere Arbeitszeitverkürzungen einer Massenarbeitslosigkeit nicht unbedingt vorgezogen werden. Das führt, wie bereits in England, aber auch in Frankreich und einigen andern Ländern beobachtbar ist, zur Entstehung einer neuen Armutsgesellschaft inmitten der Wohlstandsgesellschaft. Solche Entwicklungen haben einen ganz unmittelbaren Niederschlag auch im Wohnbereich und wahrscheinlich gar nicht nur bei den direkten Opfern.

Diese Probleme sind aber nicht schlechterdings unlösbar. Und wenn Ralf Dahrendorf, der Direktor der berühmten London School of Economics, gerade diesbezüglich von den Chancen der Krise spricht, so ist dies keineswegs unrealistisch, es ist nicht einmal originell, andere sind da auch schon draufgekommen. Wenn es also gelänge, dieses Jahrhundertproblem zu lösen und andere – es ist ja leider nicht das einzige Problem – zumal in den Griff zu bekommen, so würden sich uns wieder neue Perspektiven eröffnen.

Das allein könnte genügen, den grassierenden Zukunftspessimismus und den Zivilisationsüberdross zu überwinden und auch den (damit ja ursächlich verbundenen) regressiven Hang zur Idylle. Es käme dann kaum mehr einer auf die Idee, Wohnen als Therapieform zu betrachten, weil es dieser Therapie nicht mehr bedürfte.

Ich hatte mir vorgenommen: ich schliesse mit etwas Hoffnungsvollem. Das war's. *Jean-Pierre Junker*

Werk, Bauen+Wohnen Nr. 9/1985